

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

17.10.1926 (No. 42)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 42



17. Okt. 1926

Gerda Kircher / Das alte Linkenheimer Tor.

I.

Das alte Linkenheimer Tor ist ganz aus dem Gedächtnis der Karlsruher verschwunden, aber nicht nur aus dem der Bevölkerung, die sich kaum seines Standortes erinnert, auch aus dem der Baugeschichte der Stadt, die höchstens von seiner einstigen Existenz zu berichten weiß. Und doch haben wir hier das älteste und bedeutendste der Karlsruher Stadttore vor uns. Zur Ausfüllung dieser Lücke sei eine Geschichte des Torbaues gebracht, wie sie sich aus den Akten und Plänen des Generallandesarchivs und des Finanzministeriums ergibt, die mir gelegentlich meiner Nachforschungen über die Geschichte des benachbarten Galeriegebäudes und der alten Autentriesschen Zeichenschule in die Hand gekommen sind. Denn, um allen Verwechslungen vorzubeugen, sei hier gleich vorausgeschickt, daß wir unter dem „alten“ Linkenheimer Tor nicht das an der Moltkestraße befindliche, einstige Ludwigstor meinen, das nach der Stadterweiterung zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter Weinbrenner, als nach Norden vorgeschobenes „neues“ Linkenheimer Tor errichtet werden mußte — sondern das die nord-westliche Stadtgrenze des 18. Jahrhunderts abschließende Torgebäude, das die Hans-Thomastraße, frühere Linkenheimerstraße, an der Stelle überquerte, wo heute die Akademiestraße einmündet.

An dieser denkwürdigen Akademiestraßencke befindet sich auch die von der Stadt angebrachte Erinnerungstafel, die besagt, daß das Tor bis zum Jahre 1825 hier gestanden habe. Am 5. November 1758 macht der bekannte Karlsruher Baudirektor Jeremias Müller einen „unmaßgeblichen Vorschlag zu einem ansehnlichen Beitrag zu der Erbauung neuer Tore an dieser Stadt zu gelangen“. Darin heißt es wörtlich: „Nun ist nicht an einem Tag erbauet, mit der Zeit muß man suchen, Städten eine Gestalt zu geben. Da Karlsruhe die Residenz des Fürsten ist, so muß es keine Eingänge haben wie ein Bauernhof. Die Tore müssen in Proportion der Würde stehen, die der Stadt durch die Wohnung des Fürsten zuwächst. Wir haben deren viere, die vornehmsten sind das Mühlburger und Durlacher Tor, etwas geringer ist das Linkenheimer, das geringste das Klippurrer Tor.“ Es folgt darauf der Vorschlag, daß die Bürger durch eine jährliche Abgabe zum Torbau beitragen sollten; er ist folgendermaßen begründet: „Weilen aber durch die Tore nicht sowohl der Stadt in corpore ein Vorteil zuwächst, als vielmehr denen singulis, indem deren Sicherheit gegen Diebe und Lumpengefindel, den Anlauf der Bettelente und dergleichen befördert wird, so ist es billig, daß auch singuli das Ihre zu deren Sicherheit beitragen.“ Der Gedanke Müllers, der Bürgerschaft einen Teil der Baukosten der Stadttore aufzubürden und dadurch zu einer ansehnlichen Baufumme zu gelangen, konnte aber nicht durchgeführt werden, da weder die Stadt in corpore, noch deren Singuli das nötige Geld dazu hatten. Der Fürst muß die Kosten zur Verschönerung und Sicherstellung seiner Residenz noch selbst tragen. Man suchte deshalb das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, ein Ausweg, der für die künstlerische und architektonische Gestaltung des Tores anschlagentend werden sollte. Stadt und Militär bedurften eines neuen Profossen- und Stockhauses, wie man die Gefängnisse damals benannte. Schon 1757 hatten W. F. Müller und J. S. Arnold „Plan und Ueberschlag der neuen Profossenwohnung bei dem Kasanengarten hinter dem fürstlichen Schloß“ eingereicht. Wir

finden den Bauplan zu dem einfachen, einstöckigen Gebäude, dessen Bau damals aber nicht ausgeführt wurde, dem einen Faszikel über das Linkenheimer Tor beigeheftet. Diese praktische Forderung zum Bau eines Gefängnisses, der die zweite der Errichtung einer herrschaftlichen „Marmorwerkstätte“ sich zugesellte, gab nun Müller die Bauidée zum Linkenheimer Tor, dessen monumentale Gestaltung ihm nun einmal am Herzen lag. — Es ist der Gedanke eines Zweiflügelbaues, der das Tor als Verbindungsgalerie in die Mitte nimmt. Marmorfabrik und Gefängnis stehen ebenfalls zueinander in Beziehung; man wollte die Sträflinge als Steinarbeiter verwenden, wie die Akten ausdrücklich anführen.

Daß man nun gerade das Linkenheimer Tor dieser verachteten, nützlichen Nebenbestimmungen würdigte, hängt wieder mit der Errichtung der Marmorwerkstätte zusammen, die selbstverständlich bei dem dem Tore angrenzenden herrschaftlichen Bauhof und den Baumagazinen — das heutige Gelände des Botanischen Gartens — gelegen sein mußte.

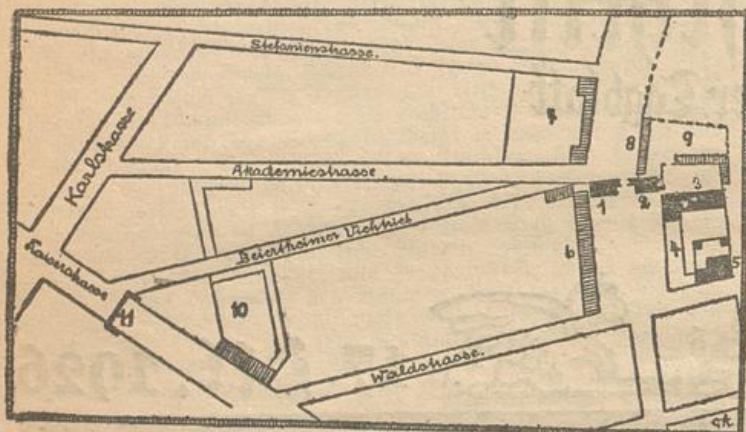
Nachdem somit der Torbau nach der praktischen Seite genügend begründet ist, werden die Baukosten von der herrschaftlichen Kasse genehmigt mit der Bestimmung, daß im ersten Jahr nicht mehr als höchstens 1500 fl. in bar auf das Baugeschehen verwendet werden mögen. — Ein detaillierter Kostenüberschlag zu dem ganzen Bau, der durch „Verwendung der schon vorhandenen Materialien von dem abgebrochenen Schloß“, so billig wie möglich gestaltet wird, ist ebenfalls in den Akten. Der von Reßlau, J. S. Arnold und W. F. Müller unterzeichnete bauamtliche Erlaß zur Bauausführung ist vom 5. Mai 1766 datiert, der eigentliche Baubeginn dagegen ist in den Sommer desselben Jahres zu setzen. — Den allfälligen Verlauf des Baues bestätigen weitere Schriftstücke. Im November 1766 ist der linke Torflügel, das der Stadtseite zugewendete Profossenhaus, soweit fertig, daß das Nichtfest gefeiert werden kann, zu dem Zimmermeister Betabrenner Geld zu Trunk, Brot und Strauß von der herrschaftlichen Kasse erhält.

Am 7. Oktober 1766 wird der Vertrag mit zwei auswärtigen Schieferdeckern zur Bedachung des linken Flügels abgeschlossen. Anfang September 1767 wurde dann das Nichtfest zum rechten, schloßwärts gelegenen Torflügel, der Marmorwerkstätte, gefeiert.

Bevor wir auf die weitere Baugeschichte eingehen, sei eine Beschreibung des Baues selbst eingefügt, wie er sich uns nach den im Badischen Generallandesarchiv vorgefundenen Originalrissen ergibt. Daß es sich bei diesen Plänen nicht nur um Entwürfe handelt, sondern um die der Bauausführung zugrunde liegenden Pläne, das bestätigt die maßstäbliche Uebereinstimmung dieser Pläne mit anderen, den Akten beigelegten Aufnahmen des Gebäudes, sowie der Vergleich mit vorhandenen Stadtplänen, in denen das Linkenheimer Tor und seine Nebengebäude eingezeichnet sind. — Wir werden später bei der Beschreibung des Linkenheimer-Torplatzes nochmals auf diese Pläne zurückkommen.

Das Generallandesarchiv besitzt vier von Müller signierte Pläne zum Torbau. Es sind die beiden Grundrisse des ersten und zweiten Stockwerkes und zwei Aufrisse mit verschiedenen Lösungen zur Torbekrönung. Daraus ergibt sich folgendes Bild des Baues: Die Torarchitektur selbst, die zwischen zwei symmetrisch zu ihr angeordneten zweistöckigen, mit Mansarddach versehenen Flügeln

bauten liegt, befindet sich in der rückwärtigen Flucht der Flügelgebäude und erreicht deren Dachhöhe. Die Breite des Tores beträgt 40 Schuh. Die Maße der Flügelbauten belaufen sich auf 66 X 35 Schuh. Die Grundform des Tores ist die eines dreitorigen, antiken Triumphbogens, die mit Wandwerk rustizierte Pfeiler tragen die Balustrattika. In der Mitte des Tores ist ein hohes, rundbogig geschlossenes Einfahrtstor angeordnet, ihm zu Seiten befinden sich zwei niedere, schmalere Durchgänge für Fußgänger, hier ist die Wand des Tores den Flügelbauten entsprechend zweifach gegliedert, unten die rechteckig gerahmte Türöffnung und darüber jeweils eine ebenfalls rechteckige Fensterblende. Die Rahmen von Fenster und Türen zeigen die bekannten barocken Ohrenprofile, die aber nur schwach vor die Mauerfläche hervortreten, und die für Müllers Bauten typischen, mit derselben Profilierung versehenen versenkten, rechteckigen Platten, die teils ober-



- | | |
|--|----------------------------------|
| 1. Altes Vinkenheimer Tor, Profosienhaus-Flügel. | 6. Schwedenpalais. |
| 2. Altes Vinkenheimer Tor, Pagen-Flügel. | 7. Weinbrennerisches Anwesen. |
| 3. Altes Akademiegebäude. | 8. Autenriethsche Zeichenschule. |
| 4. Bauplatz für die Kunsthalle. | 9. Bauhof. |
| 5. Altes Sofaalamt. | 10. Palais d. Margräfin Amalie. |
| | 11. Altes Mühlburger Tor. |

teils unterhalb der Fenster- und Türgeimse eingelassen sind. Das Tor ist in leichter Variante der dekorativen Wandgliederung, bei der die Vertikale der durchgehenden Pfeiler den Eindruck bestimmt, mit den Flügelgebäuden als einheitliches Ganzes konzipiert. Interessant sind die verschiedenen Versuche zur Bekrönung des mittleren Torbogens, zu der fünf Entwürfe vorliegen, von denen wir annehmen müssen, daß die einfachste, die die Horizontale betont, ausgeführt wurde. Der Plan Nr. 278, wohl der erste Entwurf, zeigt, über dem Mitteltor sich erhebend, einen kleinen Laternenaufbau, eingeschossig und einseitig mit geschwungenem Dach- und Seitenprofil. Die Dachspitze selbst ist nochmals von einer Vase dekoriert, ebenso zu beiden Seiten, den Uebergang zur Balustrattika des Tores markierend, je eine auf Stufen stehende Vase.

Auf dem Plan Nr. 274 befinden sich übereinander geklebt vier Deckblätter mit weiteren Entwürfen zum oberen Schmuck des Tores. Auf dem untersten wird der Kokopavillon beibehalten, und nur an Stelle der Urnentreppe, die zu ihm hinaufführte, ein eiserne Geländer eingezeichnet. Die drei übrigen Entwürfe haben eines gemeinsam, daß hier der Pavillon weggelassen wird, und dafür über dem mittleren Tor ein Dreiecksgiebel angeordnet ist, der die Horizontale der Balustrattika durchbricht; verschoben sind dann nur noch die Lösungen zur Giebeldekoration, die auch wieder im Sinne der Vereinfachung der Silhouette und des Abkommens von der Betonung der Vertikale verlaufen. Zuerst eine Bekrönung des Giebels mit zwei Puttenvasen, die auf einem wagrechten Sockel mit den Giebelschraggen aufstellung finden, dann die Betonung des Giebelscheitels durch die Freiplastik einer weiblichen, allegorischen Figur, der ein kleiner Putto zu Füßen sitzt; schließlich zwei auf den Giebelschraggen selbst ruhende Gestalten, von denen die eine etwas höher sitzende mit dem ausgestreckten Arm einen Lorbeerfranz hält. Die Füllung des Giebelsfeldes selbst wird einmal durch eine Uhr, auf dem dritten und vierten Deckblatt durch eine von Girlanden gerahmte Medaille erreicht. Bei dem detaillierten Kostenüberschlag des Baues finden wir nur die Verrechnung der Maurer- und Steinhauerarbeit, aber keine Bildhauerarbeit. Vielleicht wurden die diesbezüglichen Vorschläge Müllers aus Sparmaßregeln nicht verwirklicht. Da sich keine genaue zeitgenössische Wiedergabe des Tores gefunden, ist hierüber nichts Bestimmtes anzufügen — vielleicht erklärt sich auch diese Lücke durch die schon erwähnte Verwendung von Materialien des alten, abgetragenen Schlosses, die die Vermutung nicht ausschließt, in der Dekoration des Baues Relikte des alten Schlossbaues vor sich zu haben. Nach außen ist dem Tor ein Graben vorgelegt, der in wohlgeschwungener Kurve nach der Straße einbiegt und von zwei steinernen Schildwachhäusern flankiert wird.

Die beiden Flügelgebäude wenden ihre fünfseitige Breitseite der Platzfront zu; die Eingänge liegen an den dem Tore abgewendeten Schmalseiten. Die Gliederung der Fassade, die mit der des Tores übereinstimmt, ist bei aller Zurückhaltung in den Einzelformen eine sehr wohlhabende und fein differenzierte. Die Vertikale herrscht durch die durchgehende Eisendekoration vor, die genau so rustiziert ist wie am Tore. Außer den beiden Eck-

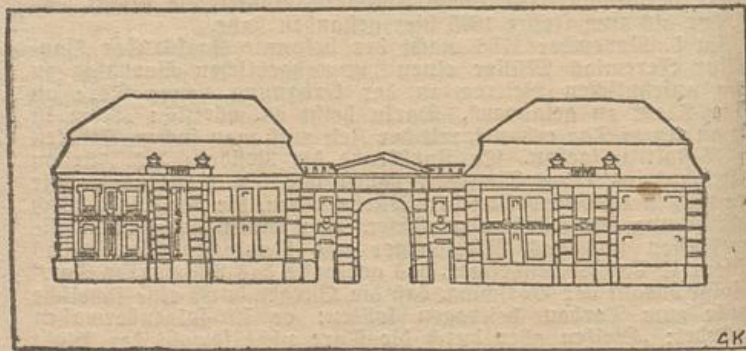
lisenen ist besonders die Mitte durch ein schwach hervortretendes Nisalit betont. Hier nehmen jeweils zwei Doppellisenen ein senkrecht angeordnetes Fensterpaar in die Mitte — die Fensterabmahnung zeigt den schon erwähnten Wechsel zwischen vor die Mauer vortretenden und in sie versenkten Leisten und Platten mit Ohrenprofilen. Eine vasengekronte Balustrattika schließt diesen Mittelrisalit in Dachhöhe ab. Zu beiden Seiten dieser Mitteldekoration befindet sich je ein Feld von vier Fenstern, je zwei einem Stockwerk zugehörig, die wieder zu einer dekorativen Einheit zusammengeschlossen sind, indem sie sich symmetrisch zu einer mittleren Fensterblendendekoration verhalten; ein schmales, mit antikem Wellenornament geziertes Gurtgesims bezeichnet hier die Stockwerksgrenze. Wir finden also die aus den Bauten Müllers bekannten Dekorationsformen in sehr reicher Form wieder, aber ohne daß der flüchtig dekorative Charakter der Wandgliederung, der für seinen Stil bezeichnend ist, durchbrochen wäre. Das Ganze bildet einen sehr wohlkomponierten Abschluß des Vinkenheimer-Torplatzes, dessen einheitliche baukünstlerische Ausgestaltung Müller beim Entwurf des Baues wohl schon vorgeschwebt hatte.

Der inneren Einteilung des Baues sei in Kürze Erwähnung getan, und dabei vor allem seiner weiteren Verwendung gedacht.

Auch hier haben wir eine ziemlich Uebereinstimmung leider Bauten, mit geringen, ihrem Zweck entsprechenden Abweichungen. Die Eingänge mit einem kleinen Stiegenhaus lagen, wie gesagt, seitlich an dem dem Tor entgegengesetzten Schmalseiten; ein schmaler, mittlerer Gang, der Breitseite des Gebäudes parallel laufend, teilt das Gebäude in eine vordere und hintere Zimmerflucht, der Platz- und Waldseite zugewendet. Das Profosienhaus hat wegen seiner Mitbestimmung als Torwärts- und Torzollerwohnung noch einen zweiten, neben dem Tor gelegenen Eingang, der direkt in die Wachtstube führt. Die Bestimmung der einzelnen Räume des Stockhauses ist laut einem bauamtlichen Bericht vom 2. Februar 1810 folgende:

Im ersten Stock befanden sich damals: „die Wachtstube, ein Gefängnis (Gefängnis in der alten Wortbedeutung nicht als pars pro toto fürs Ganze zu verstehen, sondern mit dem Begriff der Einzelzelle). Die Schreibstube nebst Kammer, eine kleine Küche oder besser ein Einheizwinkel. Im zweiten Stock: die Wohnung des Profosien mit einer Stube, einer Kammer, kleinem Nebenbehältnis und vier Gefängnissen. In der Mansarde: die Wohnung des Platzmajors, bestehend aus fünf Piecen und einer kleinen Küche.“ Zur Geschichte der Bewohnung des dritten Stockes ergibt sich weiterhin noch: Bis zum Jahr 1776 stand der Mansardstock, der ursprünglich „für nicht zuchttaugliche Sträflinge“ gedacht war, die als Arbeiter bei der Marmorfabrik verwendet werden sollten, und dessen Fenster deshalb nicht vergittert waren, frei. Darauf wurde er zur Dienstwohnung des Garnison-Auditors eingerichtet. Von 1808—1810 hatte Rat Hennig die Wohnung inne; nach dessen Tode von 1808—1810 Platzmajor Ragerer; 1810 erfolgt der Beschluß der Räumung der Wohnung zum Zweck der Erweiterung des Gefängnisses, der nach andern Akten, da sich die Verhandlungen darüber länger hinzogen, erst 1814—1815 ausgeführt wurde. Die Mansarde wird darauf zur Profosienwohnung und wie der zweite Stock des Gebäudes zu Gefängnissen mitverwendet.

Die Frage der Räumung des dritten Stockes steht im engsten Zusammenhang mit der weiteren Geschichte des Gesamtbaues. Denn schon von 1809 ab tauchen die Ideen der Neubauten eines Garnison- und eines von nun ab davon getrennten Zivilgefängnisses auf, da das alte Stockhaus sich als zu klein erweist; sie hängen eng zusammen mit der Geschichte des Rathausbaues und des mit ihm in Verbindung stehenden Hochwart- oder Hochwacht-



Skizze zum alten Vinkenheimer Tor in Karlsruhe.

turmes, der die städtischen Gefängnisse aufnehmen sollte. Deshalb werden auch keine bedeutenden Reparaturen an dem Bau mehr vorgenommen, auch der Gedanke der Erweiterung des Stockhauses durch Hinzunahme des andern Flügels, der 1813 aufsteht, abgelehnt. Beim Umzug des Profosien in den Mansardstock werden absichtlich nur die notwendigsten Reparaturen und Anstriche im Innern, die hygienisch sehr geboten waren, als Provisorium vorgenommen. In einem Erlaß des Kriegsministeriums an das Bauamt vom 6. Februar 1810 wird dem Gefängniswärter Volk die Reinhaltung der Gefängnisse strengstens anempfohlen und bald darauf die jährlich zweimal zu wiederholende Weißelung des Gefängnisses vom Bauamt beschlossen. Die wichtigsten über die Geschichte des Baues grundsätzlich entscheidenden Schriftstücke sind aber die beiden bauamtlichen Berichte vom 2. Februar 1810 und vom 15. Januar 1814. Von 1810 der erste Vorschlag des Hoch-

wart- und Gefängnisturm, der in dem ausführlichen Bericht Weinbrenners vom 15. Januar 1814 wieder aufgenommen wird; hier tritt auch zum erstenmal der Vorschlag auf, das Stockhaus ganz zu räumen und die Verlegung des Tores vorzunehmen. Dem auch für die Geschichte des Rathausbaues wichtigen Bericht liegt eine bis jetzt ganz unbekannt, große Federfälsche Weinbrenners bei, mit Aufsicht, Grundriß und Innenaussicht des neuen Rathausbaues, wie wir demselben Faszikel auch zwei weitere bisher unbekannt eigenhändige Projekte Weinbrenners zum neuen Ludwigsthor verdanken (aquarellierte Federzeichnungen). (Akten des Badischen Finanzministeriums: „Baudirektion Karlsruhe. Kaufsache 1766—1825. Das Linkeheimer Thor, jetzige Ludwigsthor usw. betreffend.“) Die neuen Vorschläge Weinbrenners werden laut Erlaß vom Finanzdepartement vom 19. Januar 1814 angenommen, besonders die völlige Verlegung des Linkeheimer Tores wird hier vorgelesen, da das Gefängnis als nächste Nachbarschaft des Palais der Königin von Schweden überhaupt nicht mehr länger geduldet werden kann.

Die endgültige Verwirklichung von Weinbrenners Vorschlägen sollte sich aber noch länger hinausschieben. Die Verzögerung hängt aufs engste mit der für den Künstler an bitteren Erfahrungen so reichen Geschichte des Karlsruher Rathausbaues zusammen. Gerade der Bau des Schwartturmes, der ihm als Partner des Stadtkirchenturmes so sehr am Herzen lag — wieder wie beim alten Torbau mußte der edle Zweck des Gefängnisses einer künstlerischen Idee zur Verwirklichung helfen — stieß auf bekannte wirtschaftliche Widerstände. Erst 1825 ist der Rathausbau vollendet. Auch die Verlegung des alten Linkeheimer Tores, die weiterhin durch die 1812 beschlossene, 1816 begonnene Eröffnung der Akademiestraße notwendig wurde, mußte noch auf sich warten lassen. Sie wird erst 1819 amtlich beschlossen, zusammen mit der Erweiterung und Verbesserung der gesamten westlichen und südwestlichen Stadtgrenze, wird aber hinter den Neubau des damit erforderlichen neuen Mühlburger Tores (1820) zurückgestellt, wieder aus Sparmaßregeln. So findet auch der vermutlich 1817 zu datierende Entwurf Weinbrenners zum neuen Linkeheimer späteren Ludwigsthor an der damaligen Mühlburger Allee, heutigen Mollkestraße, keine Verwendung. Das Ludwigsthor wird

erst später, 1821—1825, von seinem Schüler Arnold im Zusammenhang mit dem benachbarten Kadettenhaus-Neubau errichtet. Es zeigt als einfaches Pfeilergittertor mit Wacht haus eine im Vergleich zum Weinbrenner-Entwurf noch vereinfachte Lösung; an architektonischer Bedeutung ist es mit dem ganz andersartigen alten Linkeheimer Tor gar nicht zu vergleichen.

Die genauen Daten über den Abbruch des Profosienhauses und des Torgebäudes selbst — der andere Flügel hat, wie wir noch sehen werden, seine eigene Geschichte — konnten noch nicht ermittelt und aktenmäßig belegt werden. Im allgemeinen könnte das Jahr 1825 stimmen, da ja in diesem Jahre mit der Vollendung des Rathausbaues die städtischen Gefängnisse der Benutzung freigestanden und die Eröffnung von Akademie- und Stefaniestraße den Torbau weiterhin erübrigten. Auf einem 1824 datierten und signierten Stadtplan von Klose ist nur noch der rechte Flügel eingezeichnet, der auch auf dem Velten-Mettenleiterschen Plan von 1829 zu sehen ist. Zum letztenmal finden wir das ganze Tor auf dem vorzüglichen Stadtplan Weinbrenners von 1822, der auch als Situationsplan des ganzen Platzes maßgebend ist. (Abgebildet bei Baldenaire-Weinbrenner.) Von baulichen Veränderungen am Tor selbst sei hier noch angeführt: Laut Rentkammerprotokoll vom 4. Januar 1802 wird die Bedeckung der offenen Galerie über dem Tor mit Brettern beschlossen und die Schildwachhäuser vor dem Tor entfernt. Am 21. Januar 1804 berichtet das Bauamt, daß der eine hölzerne Torflügel durch schwere Pferde ruiniert worden sei und bringt die Einsetzung eines eisernen Tores dafür in Vorschlag, „wobei die noch in Vorrat befindlichen eisernen Stangen von der vormaligen Schlosshufeinfassung verwendet werden sollen“; dieser Vorschlag wird genehmigt. Es ist möglich, daß wir Teile dieses Torflügels und Gitterwerkes am neuen Ludwigsthor wieder zu finden haben, denn ein bauamtlicher Bericht und Kostenüberschlag von 1819 über das Mühlburger und neue Linkeheimer Tor führt an, daß für das neue Mühlburger Tor neue Staketten und neue Bildhauerarbeit von Hofbildhauer Marchand geliefert werden sollen, während es vom Ludwigsthor heißt, daß Gitterwerk und Bildhauerarbeit vom alten Linkeheimer Tor übernommen werden könnten.

(Schluß folgt.)

Karl Preisendanz / Die Reichenauer Kreuzreliquie.

Die Reichenauer Münsterkirche besitzt unter ihren alten Reliquien als höchst verehrtes Heiligtum ein silbervergoldetes kleines Kreuz; es enthält nach frommer Ueberlieferung einige Tropfen vom Blute des Erlösers und einen Holzsplitter seines wahren Kreuzes. Besonderer Kunstwert kommt dem ehrwürdigen Reliquiar und seinem Crucifixus aus der Wende des 9. auf 10. Jahrhunderts nicht zu. Umso mehr Beachtung hat seine Geschichte gefunden, die man von den Schlacken der Legende bis heute zu befreien versuchte. Eine Reichenauer Pergamenthandschrift hat uns den Bericht eines namenlosen Erzählers erhalten, der ausführlich schildert, wie der arabische Stadtpräsident von Jerusalem, Azan, ein Verfechter Karls des Großen, nach dem Abendland fuhr, um den Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu schauen und ihm für diese Gunst eine unvergleichliche Kostbarkeit zu überreichen. Aber er kam nur bis Korsika; dort blieb er krank liegen, und Karl der Große schenkte die Meeresfahrt. Als seine Vertreter setzten Abt Waldo von Reichenau und Graf Hunfrid von Istrien nach der Insel über. Azan war bitter enttäuscht, den ersehnten Anblick des mächtigen Herrschers entbehren zu müssen, doch auch edel genug, die für Karl bestimmte Reliquie mit Christi Blutstropfen und Kreuzpartikel ihm nicht vorzuenthalten.

Beide Kaiserboten erhielten ihren Lohn für die korsische Meeresfahrt: Waldo erbat sich Privilegien für seine Reichenau, Graf Hunfrid aber wurde mit der wertvollen Kreuzreliquie bedacht, für deren Bewahrung er in Churrhätien das Kloster Schänis gründete. Eigenartig war dann der Weg, auf dem sie schließlich doch noch auf die Insel gelangte; die Legende von ihrer Uebertragung setzt als Datum der Schenkung des Kreuzes durch die Gräfin Swanahild den 7. November 923 oder 925 an, einen Tag, der vom Kloster alljährlich feierlich begangen wurde. Jahrhunderte hindurch blieb die Reliquie auf der Reichenau, bis sie 1694 ins Stift der Günterstaler Bistertzenfrauen kam, doch kehrte sie nach hundert Jahren 1793 aus ihrer Verbannung wieder an den See zurück. Bald darauf öffnete man das Kreuz, um Vorder- und Rückseite in barocker Fassung als zwei Teile weiterzuführen.

Längst hat sich der Zweifel des Historikers an die Legende gewagt, und ihre Entstehung wurde von F. J. Mone schon 1848 einleuchtend ergründet. Es gab tatsächlich einen Sarazenen Azan, der als Präsekt des spanischen Huesca die Schlüssel seiner Stadt Karl dem Großen 799 überlieferte. Man wußte auch von einem Mönch aus Jerusalem, der im Auftrag seines Patriarchen dem Kaiser Reliquien vom Grab Christi brachte. Beide historische Nachrichten ergaben um die Wende des zehnten Jahrhunderts das Gerüst zur Auanlegende.

Was aber den ganzen Vorgang völlig ins nüchterne Licht der Geschichte rückt, das ist die griechische Inschrift des Kreuzes, mit der sich gelehrte Betrachter seit seiner Rückkehr aus Günterstal immer wieder aufs neue beschäftigt haben. Freilich ohne sie rest-

los oder auch nur einigermaßen einheitlich entziffern und erklären zu können. Berühmte Palaeographen haben sie studiert; Bernhard v. Monfaucon und Martin Gerbert seien unter vielen älteren Forschern genannt. Sie alle, bis auf die neuesten, wie Fr. X. Kraus, herunter waren bei ihren Erklärungsversuchen gehemmt und voreingenommen durch die Ansicht: die Inschrift dieser Reliquie müsse sich auch auf ihren Inhalt, auf Blut und Kreuz Christi, irgendwie beziehen; und dabei ergab sich, daß man so nicht weiter kommen konnte.

Erst jetzt hat der Münchener Byzantinist A. Geisenberg das Schriftproblem ohne alles Vorurteil von neuem angepackt; er vermochte alle Rätsel der Inschrift einwandfrei zu lösen. Sie lautet recht einfach und allgemeinverständlich:

Herr, hilf dem Hilarion Tzirithon, deinem Knecht und Vorstand deines Klosters.

Demnach hat das Kreuz einem Abt gehört, der ein dem Erlöser geweihtes Kloster leitete und aus der vornehmen byzantinischen Familie der Tzirithon stammte. Wo dieses Christusloster lag, wann dieser Abt Hilarion Tzirithon gelebt hat, das ergibt sich freilich aus den Zeilen nicht, und wir werden kaum je über die beiden gar nicht so wichtigen Fragen Aufklärung erhalten. Sicher ist: auf die reliquienhafte Bedeutung des Kreuzes weist nichts in der Inschrift hin, die gegen Ende des neunten oder im Beginn des zehnten Jahrhunderts wohl gleichzeitig mit dem Crucifixus entstanden ist. Sie dokumentiert das einfach gehaltene Kunstwerk als Abtkreuz aus einem der vielen byzantinischen Christuslöster. Daß das Kreuz tatsächlich einmal Reliquienteile enthielt oder enthalten sollte, unterliegt keinem Zweifel. Ihre wegen hat es doch wohl zweimal die weite Reise aus dem Osten, vielleicht aus der Gegend von Byzanz, nach Alemannien machen müssen, wo es in die Hände der frommen, von der Legende verherrlichten Swanahild kam, die es im Jahr 923 oder 925 — also nicht gar lang nach seiner Herstellung — dem Kloster Reichenau geschenkt hat.

Was die griechischen Worte auf der Rückseite bedeuteten, das wußte auch damals kaum einer der Reichenauer Mönche, wenn nicht damals gerade ein Grieche auf der Insel lebte, der seinen deutschen Mitbrüdern die Zeichen zu erklären vermochte. Es ist schließlich auch nicht unmöglich, daß Hilarion noch selbst sein Kreuz vergeben hat und mit ihm die kostbaren Blutstropfen und den Splitter vom heiligen Kreuz.

Jedenfalls wob aber die Legende schon um die Wende des zehnten Jahrhunderts die Sage von Azan und Karl dem Großen um das Kreuzreliquiar der Reichenau: sie und ihr literarischer Urheber wußten nichts vom Abt Hilarion Tzirithon, und sie brauchen ihn auch nicht. Für sie waren die wunderkräftigen Wirkungen des Heiligtums allein wesentlich.

Lupus / Schülerreise nach Schweden.

(Schluß.)

25. August. Am Morgen Besichtigung der Nationalgalerie. Erinnerere mich nur noch an die geschichtlichen Bilder, die mir teilweise recht gut gefielen. Vor allem eines: wie Soldaten den toten Karl den Zwölften über schneebedeckte Felder tragen, auf einer Bahre, und am Weg zwei alte Bauerleute, betend. Mittags gingen wir in den Naturpark Skansen.

Im Gras spazierte allerlei seltsame Vögel, die frei herumliegen dürfen, und auf dem Boden kroch ein Igel, der sich beim Anbieten von einem Stück Zucker zusammenrollte und verschwand. Skansen ist hauptsächlich ein Tierpark. Adler führen hier ihr unerschrockenes Dasein, und in großen Bassins rufen tummelnde See- und Seehunde große Freude hervor. Jemand behauptete, der eine Seehund sähe mir ähnlich, ich fühle mich aber sehr geehrt, denn der Seehund war wirklich sehr schön.

Ich spreche dem Betreffenden meinen herzlichsten Dank aus.

In Skansen sind auch kulturgeschichtliche Denkmale: alte Holzhäuser aus früheren Jahrhunderten mit vollständiger Einrichtung. Es waren anscheinend lappländische, denn die Zimmer waren so nieder, daß man sich bücken mußte, und die großen Schweden hätten erst recht keinen Platz darin gehabt. Zu Abend aßen wir im Skansen-Restaurant auf der Terrasse bei den Klängen einer Matrosenkapelle. Man hatte von hier oben einen Rundblick auf Stockholm, ähnlich wie vom Leopoldsberg auf Wien. Nach dem Essen gingen der Hauptmann, zwei andere und ich zur Engelbrektskirche. Wir wollten zur Sitzung des christlichen Weltkongress. Vor der Engelbrektskirche, einem modernen Bau, der auf einer kleinen Anhöhe liegt, wand sich eine große Menschenmenge die Treppen hinauf, und als wir lange genug gestanden hatten, mußten wir wieder nach Hause: die Kirche war überfüllt.

26.—28. August. Morgens wird furchtbar spät aufgestanden, gepackt und eingekauft. Dann Mittagessen in einer ziemlich übeln Kafentkeipe. Es gibt ein Kartoffelkartoffelgemüsegemisch mit viel Fett und Schweinefleisch, dann rote Grütze, die sehr gut war. Dann Abchied vom Hauptmann und mit dem Dampfer Neosul gehts um 2 Uhr von Stockholm weg. Wieder durch den Schären- garten. Ein Haus und eine Festung auf einer winzigen Insel mitten im Wasser erinnerte mich an einen Roman von Viktor Hugo. Unten glitzern und gleißeln die Wellen, als ob ein in Gold getauchter Pinsel flüchtig jede vorübergehende berührt hätte. Dann ging die Sonne hinter den Tannenwäldern unter: und eine wunderbare Silhouette steht der Wald in der Dämmerung. Dann kommt das offene Meer und ein starker Seegang setzt ein. Ich lege mich auf eine Bank an Deck, schlage die Zeltbahn über mich, um vor dem an den Rippen wilden Wasser geschützt zu sein, aber es ist sehr kalt, an den Rippen wird man doch naß und der Sturm reißt an der Zeltbahn. Manchmal ziehen einige Besoffene, die uns die Fahrt bis Kalmar verleiden, mit Geheul vorüber.

Am andern Morgen um 18 Uhr liefen wir Kalmar an. Viele Schiffe und in Kalmar selbst viele Fabriken und ein Schloß. Da wir anderthalb Stunden Aufenthalt hatten, stiegen wir aus und tranken irgendwo Kaffee. Dann ging's weiter Lübeck zu. Der Seegang wurde jetzt immer stärker, es war der stärkste auf der ganzen Fahrt. Dabei war blauer Himmel. Um 5 Uhr nachmittags tranken wir auf dem Schiff Tee und am Abend holten wir uns richtige Schlafenbrötter für 25 Dore. Sonst ereignete sich durchaus nichts. W und zu tauchte am Rand des Horizonts ein Dampfer auf, der lautlos dahin glitt wie ein Schatten oder ein Film auf der Weinwand. Dann kam wieder das übliche unangenehme Ueberrachten auf Deck. Gegen Morgen wurde es so kalt, daß ich trotz der schlechten Luft vorzog, mich im Kaberaum im Zwischendeck auf eine Kiste zu legen. Am Morgen besand man sich in deutschen Gewässern. Es regnete in Strömen. Das Meer wurde schmaler bis zur engen Bucht. Dann kam Warnemünde und ein Zollbeamter stieg an Bord. Um 10 Uhr Lübeck. Immer noch strömender Regen, der aber allmählich nachließ. In einem unangenehmen leeren, dunkeln Café frühstückten wir, drehtig und schmierig wie wir waren. Und dann ging's in die saubere und geräumige Jugendherberge in der Königstraße. Dort konnte man sich in Ruhe setzen und sodann die notwendigen Besichtigungen vornehmen, da wir am andern Morgen weiter führen. Marktentwürfe mit ihren schiefen, aneinanderstrebenden Türmen, von außen wie das Rathaus sehr schön, aber von innen noch viel schöner. Es machte einen heiligen Eindruck. Vor allem eines bemalten Kirchenfensters erinnere ich mich noch, das dem Ganzen jenen letzten feierlichen Eindruck verlieh, den wir eben nur in gotischen Kirchen empfinden können. Nur habe ich leider von alledem nicht sehr viel gehabt, denn wenn man 18 Stunden mit dem Schiff gefahren ist, will man nur Ruhe. Um 12 Uhr wurde noch das berühmte Stockenspiel besichtigt mit den Aposteln und die Totenanzkapelle. Später das Hoftheater, das sich auch stark auf die Seite gesenkt hat, wichtig, trobrig, kloßig. Alle, dem Verfall nahe Häuser an der Trave, dann zum Mittagessen in die Jugendherberge. Lübeck ist eine vergangene Stadt, es ist, als ob die Zeit um diese Türme und Tore herumgeschlichen wäre, um sie nicht zu stören in ihrem erinnerungsreichen Schlaf. So schläft es dahin in den Straßen, wo sich die alten Häuser mit ihren Treppengiebeln reihen, die an das Umschlagbild auf den „Buddenbrooks“ erinnern. Und diese alten Häuser stehen wie Wächter gegen moderne Eindringlinge und wie Mahner, die zu

jedem, der erhaunt vorüber geht, sprechen: vergiß nicht, was wir waren, Häuser einer reichen blühenden, mächtigen Stadt, und schau nicht, was wir sind. Das ist das Lübeck früherer Jahrhunderte und nur wenige Straßen künden die Gegenwart. Nachmittags besuchten wir noch das Buddenbrookhaus. Und als ich später im Rathaus-Café saß, da erkannte ich die Herren, die behäbig und dick in einer Ecke ihren Kaffee tranken und sich leise Witze erzählten, worüber sie lakt und laut lachten, als Gestalten aus Thomas Manns Buddenbrooks.

29.—31. August. Morgens 16 Uhr Aufstehen und 18 Uhr Bahnfahrt nach Hamburg. Dort Ankunft 9 Uhr und Aufsuchen des B.C.F.M., wo wir aßen und übernachteten. Dann ein Bummel durch die Stadt, Rathaus, Alster, St. Pauli, wels letzteres den friedlichsten Eindruck von der Welt machte. Dann das großartige Werk des unterirdischen Elbtunnels, ein Blick über den Hafen und das gewaltige Bismarckdenkmal, das von dem ausgewählten Standort aus einen erhabenen Eindruck macht. Am Nachmittag eine Hafenrundfahrt mit Motorboot. Schiffe in allen Arten, gewaltige Krane, schmutziges, bliges und stark bewegtes Wasser. Weiter draußen die große Werft, ein japanischer Dampfer und die beiden größten Schiffe, die da waren: Cap Polonio und Monte Sarmiento. Nachher wurde das Chilehaus besichtigt, der schönste moderne Bau, den ich kenne. Alle Abbildungen geben keinen Begriff von dieser Größe und Majestät. Man hat, wenn man davor steht, einen ähnlichen Eindruck wie vor gotischen Domen und dieser Eindruck stammt eben vor allem daher, daß das Chilehaus und daß die neuzeitliche Architektur überhaupt etwas Mittelalterliches hat, allerdings keine träge Tradition, wie die vielen gotischen Kirchen, die vor etwa 50 Jahren überall gebaut wurden, sondern ein Verbinden des Mittelalters mit den neuen Ideen des Expressionismus. — Am andern Morgen Besichtigung von Stellingen. Es hat mich enttäuscht. So geht es immer mit Dingen, die man dem Namen nach als berühmt kennt und die von allen als sehenswert empfohlen werden. Wenn man sie sieht, entdeckt man, daß man sich alles viel größer vorgestellt hat. Ein Teil der Enttäuschung lag sicher daran, daß wir natürlich keine Zeit hatten, den ganzen Park zu besichtigen, und daß uns daher vielleicht gerade das Schönste entging. Nachmittags fuhren wir nach Blankenese hinaus, es war sehr schön, am Ufer zu sitzen und auf die breite Elbe hinaus zu blicken mit ihren Dampfern und Rähnen. Verschieden wurde der Genus noch dadurch, daß Dr. K. einen Kaffee spendierte, was bei den leer gährenden Geldbeutel durchaus erfreulich war. Gegen Abend fuhren wir dann mit dem Dampfer nach Hamburg zurück, an riesigen Kranen vorbei. Nach dem Abendessen im Hospiz hielt K. eine Ansprache, gewissermaßen als eine offizielle Auflösung der Gruppe und als Schlußakt unserer Reise. Er schenkte den einzelnen Gruppenführern sowie dem Gruppenarzt Bücher, die sündreich ausgewählt waren. Die Rede löste, bei mir wenigstens, ein ungemein befriedigendes Gefühl aus, die ganze Fahrt bekam dadurch etwas Beschlossenes, Einheitliches. Später wurde noch ein Geldbetrug bei F. und das Verschwinden eines Photoapparats bei K. entdeckt. Das gestohlene Geld wurde erjeht, der Apparat fand sich später wieder. Am andern Morgen ging es mit Perionenzug (reservierte Wagen) nach Karlsruhe. Abends um 10 Uhr kamen wir nach Frankfurt, wo wir bis 4 Uhr morgens Aufenthalt hatten, den wir schlafend auf Boden und Bäcken des schmutzigen Wartesaals verbrachten. Am andern Morgen um 9 Uhr waren wir in Karlsruhe.

Nun ist die lange Fahrt vorüber; wir sind in unsern Heimat- hafen zurückgekehrt und es bleibt nur noch die Erinnerung. Nur? Nein, denn die Erinnerung ist schöner als die Fahrt. Was unterwegs an Schönum nur im Vorübergehen flüchtig aufgenommen wurde, hier ist es Dauer, was die Fahrt an Unannehmlichkeiten brachte, in der Erinnerung ist es vergessen. Und so bildet sich aus den Episoden der einzelnen Tage in der Erinnerung mehr und mehr ein großes Ganzes, eine harmonische Verbundenheit, ein wunderbares Genießen des Erlebten. Und das Erlebte heißt: Schweden. Umrahmt von einem Städtekranz (Berlin, Kopenhagen, Stockholm, Lübeck, Hamburg) leuchtet die Natur Schwedens. Desterreich — die vorjährige Wanderfahrt — war schön, unterhaltend, ruhig, Schweden aber war erhaben, groß, weit, war ein Einswerden von Natur und Mensch. Und diese Natur war Wald, Seen, waren Tannen und Birken und herrliche Luft. War das Wandern auf heißen Sandstrahlen bei Tag, war das Rasten in der weissen Freie bei Nacht. Das war Schweden, wenn drei kahle Föhren gegen den dämmernden Himmel standen, und wir am Feuer saßen, die Sonne zu erwarten. Und zum andernmal war es Schweden, wenn wir am Skageraksee lagen in sinkender Sonne und die Wellen ans Ufer plätscherten. Oder endlich, wenn wir durch die weissen, herrlichen Wälder marschierten und uns der Baumgeruch umgab und das Summen der Sommerlust.

Auf meinem Schreibtisch liegt immer — auch jetzt während ich schreibe — ein knorriges, harziges Stück Holz, das die Form eines primitiven Dolches hat. Dieses Stück Holz habe ich vom schwedischen Wald mitgenommen, und noch jetzt strömt es einen herrlichen Geruch aus, den Duft schwedischer Wälder. Und immer fühle ich mich in Schweden, wenn ich es betrachte und seinen Duft einatme.